

Aus der Erde vom Acker

Predigt aus 1. Mose 2, 4 – 7

**im Gottesdienst am 19. Oktober 2008,
im Basler Münster**

Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen

Lesung: 1. Korinther 15, 35 – 49

Eingangswort: Johannes 3, 31. 32

www.muensterbasel.ch/sites/predigten.html

So sind Himmel und Erde geworden, als sie geschaffen wurden. Es war zu der Zeit, da Gott der HERR Erde und Himmel machte. Und alle die Sträucher auf dem Felde waren noch nicht auf Erden, und all das Kraut auf dem Felde war noch nicht gewachsen; denn Gott der HERR hatte noch nicht regnen lassen auf Erden, und kein Mensch war da, der das Land bebaute; aber ein Nebel stieg auf von der Erde und feuchtete alles Land. Da machte Gott der HERR den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.

1. Mose 2, 4 – 7

I

Liebe Gemeinde!

„Es war zu der Zeit“, übersetzt Luther, und gibt uns damit Anlass, uns zu fragen: Was war das für eine Zeit? Was war damals, als es noch kein „Damals“ gab, fragt Aurelius Augustin, der die Menschen zu glauben und zu denken gelernt hat. Was war damals, als noch kein Zeitlauf es möglich gemacht hat, ein Vorher und Nachher zu unterscheiden? Wie können wir uns den Anfang des Daseins vorstellen, wenn zu diesem Dasein auch die Zeit gehört und wenn doch ohne die Zeit nichts einen Anfang haben kann? Ist die Zeit ewig? Läuft sie kontinuierlich, als eine absolute Grösse, immer gleich ab? Oder ist sie wie alles andere auch erschaffen, relativ zu allem übrigen? Aber was war dann vor ihr, als es noch kein Vorher und Nachher geben konnte? So können wir fragen, zu Recht. Dann wird uns klar, dass wir auf solche Fragen keine Antworten finden können. Wir Menschen können nur *in* der Zeit reden und denken. Was immer wir uns vorstellen oder mit abstrakten Gedanken zu erfassen versuchen: immer bewegen wir uns damit in der Zeit und können nicht aus der Zeit heraus und von aussen schauen, was diese Zeit ist.

„Es war zu der Zeit“ ... wörtlich heisst es im hebräischen Text noch kürzer: „Am Tag“, in Einzahl. Dann geht die Erzählung weiter und betont, was an diesem einen Tag alles „noch nicht“ war: Das Gesträuch des Feldes, alle Pflanzen waren noch nicht, kein Regen, nur die Erde, und ein Nebel. Wir haben im vorangehenden 1. Kapitel gehört, wie dort die Schöpfung beschrieben wird mit dem wohl geordneten Gang vom niedrigeren zum höher entwickelten Leben. Das Licht, das Himmelsgewölbe, die Pflanzen und später die Tiere und der Mensch werden erschaffen. Hier im 2. Kapitel aber heisst es jetzt ganz betont: die Pflanzen und alles Gesträuch war noch nicht. Da wurde der Mensch erschaffen.

Was die Bibel so nacheinander in ihrem ersten und im zweiten Kapitel berichtet von den Werken der Schöpfung, widerspricht sich. Chronologisch, nach dem Lauf der Zeit geordnet, kann es nicht sein, dass Gott zuerst die Pflanzen erschafft und jetzt zuerst den Menschen. Es scheint, liebe Gemeinde, dass wir hier einem Phänomen begegnen, das einer der grossen

Physiker des vergangenen Jahrhunderts, Niels Bohr, mit dem Begriff der Komplementarität zu umschreiben versucht hat. Mit unseren Begriffen können wir nur Teilaspekte der Wirklichkeit erfassen. Darum müssen wir verschiedene, zum Teil auch sich widersprechende Denkmodelle verwenden, weil sie je wieder andere Dimensionen greifbar machen. So jedenfalls scheint es die Bibel auf ihren ersten Seiten zu tun. Sie nimmt zwei Mal Anlauf und wählt zwei verschiedene Szenerien, wenn sie uns das Schöpfungswerk Gottes erzählen will, so dass wir es glauben und so weit wie für uns nötig verstehen können. Wir haben guten Grund, uns vertrauensvoll von diesen Worten leiten zu lassen, ihnen nachzudenken mit der Bereitschaft, zu lernen und uns aufklären zu lassen, mit grossen Erwartungen, was diese Worte uns aufdecken oder neu in Erinnerung rufen.

II

Heute möchte ich für uns vor allem eines herausheben, in der Hoffnung, dass sich das wieder tief in unser aller Bewusstsein senkt, heilbringend besonders für uns Stadtmenschen. Wir vergessen ja so rasch, was unwidersprechlich die grundlegendste Wahrheit unseres Lebens ist: Wir sind von der Erde genommen.

Geht, liebe Gemeindeglieder, heute Nachmittag in den Garten, oder steht an einen Blumentopf, greift mit der Hand in die Erde und macht euch wieder klar: aus der staubigen, aus der feuchten, lehmigen Erde sind wir genommen. Alles, was wir haben und sind, stammt aus der Erde. Wir sind, wie Carl von Linné mit kindlicher Verwunderung festhält, nichts anderes als verwandelte Erde. Human sein heisst, vom Humus genommen zu sein, und diese Herkunft zu bejahen. Das Brot und die Butter, die wir heute früh gegessen haben, alles, was uns die Kraft zum Leben gibt, ist aus der Erde entsprossen. Unser Leib, unsere Seele, unser Denkvermögen... Alles formt und bildet sich aus dem, was der Erdboden uns gibt. Nur der Lebensatem, das Geheimnis, dass diese irdische Substanz belebt wird und sich regt und bewegt: das entstammt nicht der Erde, sondern aus dem Atem des Schöpfers. Was auch immer sogar auch ernsthafte Wissenschaftler manchmal gedankenlos voraussetzen: Es ist noch nie beobachtet worden, dass ein Leben aus der unbelebten Materie entsteht, einfach so. Ein Lebenskeim muss den Staub der Erde aufnehmen und umfassen, formen und beleben, damit aus dem Humus ein Lebendiges wird.

III

Aber gerade wir Menschen sind nach dem Bibelwort mit dem Lebensatem begabt, nicht damit wir der Erde entfliehen in höhere geistige Sphären, sondern damit wir arbeiten und die Erde bestellen. Unser Leben erfüllt sich, wenn wir die Erde bearbeiten. Darum wird die menschliche Würde anschaulich und fassbar, unser Leben erfüllt sich und wir können zufrieden sein, wenn wir eine Arbeit haben, mit der wir das irdische Leben gestalten. Karl Marx hat seine Erkenntnisse ausgebaut zu einem totalitären System und hat dadurch dazu beigetragen, dass das Lebensglück vieler Menschen zerstört worden ist. Aber in einem hatte Marx Recht gegenüber den Idealisten seiner Zeit. Der Mensch verwirklicht seinen Lebensauftrag nicht durch abstrakte Gedanken und Gefühle, sondern durch eine Arbeit, die produktiv ist. Und es ist für den Menschen nicht gut, wenn er das Werk seiner Hände nicht mehr selber greifen und fruchtbar machen kann. Wir können uns alle vorstellen: der Bauer sät den Winterweizen, der Chemiker tüftelt in seinem Labor, um ein noch besseres Düngemittel zu entwickeln, der Bankbeamte berechnet die mögliche Rendite, um abzuschätzen, einen wie hohen Kredit man für die neue Erntemaschine gewähren kann, die Lehrerin bringt den Schulkindern Lesen und Rechnen bei, damit auch in Zukunft ein Mechaniker diese Erntemaschine reparieren und eine Direktionsassistentin den Flug für den Manager des Chemiekonzerns buchen kann, die Verkäuferin im Kleidergeschäft berät ihn, welche Krawatte zu seinem Anzug passt, und der Zahntechniker wendet seine ganze Kunst an, damit die Frau in der Flugsicherung unbelastet von Schmerzen ihre tägliche Arbeit tun kann ... Usw. usw.! Unzählige Arbeiten müssen und können und sollen getan werden, damit wir Menschen unsere Lebenssubstanz von der Erde empfangen!

Durch die technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrhunderte ist das immer weniger erlebbar geworden. Die Arbeiten, die uns direkt an die Erde binden, sind immer seltener. Zwar ist unsere Bindung an die Erde noch immer die uralte, genau gleich wie zu allen Zeiten! Wenn nichts mehr wächst, wenn die Bauern nichts mehr ernten, kommt die höchste menschliche Kunst bald an ihr Ende. Wenn es jetzt drei Jahre lang weltweit schlechte Ernten gab, wird das unheimliche Konsequenzen haben. Aber die allermeisten Menschen spüren das im Augenblick nicht. Die Milch, die sie trinken, sehen sie nicht aus dem Euter einer Kuh spritzen, und sie machen sich darum keine Gedanken, wo diese Kuh weiden soll, und erleben nicht mit, wie man im Herbst den Mist auf die Matten führt, damit noch wieder frisches Gras wächst. Stattdessen lesen wir in den Zeitungen abstrakte Meinungsäusserungen, ob Direktzahlungen an die Landwirtschaft sinnvoll seien und was für Folgen das für unser Verhältnis zur EU habe usw. Abstrakte Gedanken verdecken die Tatsache, dass wir von der Erde genommen sind – und zur Erde zurückkehren. Auch diese Wahrheit halten die Menschen auf Distanz, zum Teil ganz systematisch bewusst, untergründig von der Staatsmacht gefördert. Wenn ein Mensch stirbt, liebe Gemeinde, wird hier in Basel der Leichnam in der Mehrheit der Fälle verbrannt und dann wird die Asche von den Friedhofbeamten mit der von dreissig anderen Menschen zusammen in einem namenlosen Grab deponiert. Niemand ist dabei und spürt, dass wir von der Erde genommen sind, und dass alles Humane zum Humus zurückkehrt.

IV

Dieser Distanz zur Erde, liebe Gemeinde, ist eine der grössten Nöte unserer Zeit, viel grundlegender als alles, was jetzt die Menschen aufgeregt über die grosse Krise der Finanzinstitute und deren Folgen für die Weltwirtschaft diskutieren. Das zeigt sich an einem kleinen Detail. Ohne dass sich die Menschen das bewusst machen, lassen sie sich in ihrem Denken und Empfinden in die Irre führen. In den letzten Jahrzehnten hat man nicht mehr von der Erde geredet, sondern vom „Globus“, also von einer abstrakten geometrischen Form. Die „Globalisierung“ war das Schlagwort, und dieses Abstraktum hat uns in Gedanken hoch über die Erde entrückt, dass wir unser Dasein wie von aussen meinten betrachten zu können und in hastigen Geistesbewegungen über die Erde hinweggeeilt sind und vergessen haben, dass wir das Schicksal aller irdischen Wesen teilen: von der Erde genommen, und am Ende wieder Staub. Wir haben abstrakt an die Globalisierung geglaubt – bis jetzt plötzlich die globalen Spieler kommen und sagen: Wir haben unsere Heimat hier in diesem Land, und die Schweiz mit ihren sieben Millionen Bewohnern muss nun mit 68 Milliarden Franken für uns einstehen... Damit unser globales Wirken weitergehen kann...

Liebe Gemeinde!

Ich glaube nicht, leider, dass die Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft sich jetzt ernsthafte Gedanken machen darüber, was die Unruhe dieser Tage mit unseren unauflöslichen Bindungen an die Erde zu tun haben. Im Gegenteil. Kommt alles gut, wird man bald wieder über den Globus hin das grosse Spiel zu spielen versuchen. Und kommt es nicht gut, wird man umso gehässiger und gewaltbereiter über diese oder jene globalen Bösewichte herziehen. Und kaum jemand wird fragen, was die Orientierungslosigkeit dieser Tage zu tun hat mit dem Grundlegenden, dass wir von der Erde genommen sind und nicht in stolzen Gedanken über eine Kugel hinweg gleiten können.

Aber wir, liebe Gemeinde? Hören zumindest wir, seine Gemeinde, was Christus uns sagen will, so unerhört trostreich und über alles Verstehen gut? Sein Apostel schreibt:

„Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch; der zweite Mensch ist vom Himmel.

Wie der irdische ist, so sind auch die irdischen; und wie der himmlische ist, so sind auch die himmlischen“ (1. Korinthe 15, 48).

Jesus Christus will, dass wir nüchtern bejahen: Wir sind irdisch, wir kehren zur Erde zurück. Und wenn wir uns noch sehr zu emanzipieren versuchen von der Erde – wir sind und bleiben von ihr genommen. Aber wir haben die Erde zu lieben gelernt. „Die Erde ist doch schön, ist

herrlich doch, darauf zu gehen!“, hat Matthias Claudius gesungen, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war. Die Erde ist doch schön! Ein kleiner Schrebergarten an den Toren unserer Stadt kann unser Herz mit viel mehr Freude erfüllen als die langen Palmenstrände auf den maledivischen Inseln; ein Tischtennisturnier im Quartier kann viel erfrischender sein als ein Flug zu den Olympischen Spielen... Das ist so! Denn als die Zeit erfüllt war, schreibt der Apostel Paulus im Galaterbrief, als ein einziger Tag über das Schicksal aller Tage entschieden hat, da haben nicht Irdische ihre Leistungen gesteigert zum Überirdischen, es haben nicht Menschen mit übermenschlichen Erkenntnissen sich von den Vorgaben dieser Erde emanzipiert. Nein, als die Zeit erfüllt war „sandte Gott seinen Sohn, von einer Frau geboren, unter das Gesetz getan“ (Galater 4, 4). Die Erde ist schön, und es ist gut, ein Irdischer zu sein, weil Jesus auf der Erde gelebt hat. Er ist mit seinen Jüngern durch die Weizenfelder gegangen, und sie haben die Ähren gerauft... und am Ende hat er im Garten Gethsemane mit seinem eigenen Lebenswillen gerungen und hat gesagt: Vater! Alles ist Dir möglich! Lass mich leben! Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, so werden wir auch tragen das Bild des himmlischen, schreibt Paulus. So wie Jesus ins Irdische gekommen ist und sein Leben empfangen und aufgebaut und genährt hat von den Gaben dieser Erde, so sollen auch wir uns auf dieser Erde bewähren und unseren Teil tun, damit es dieser Erde gut geht und sie weiterhin die Substanz des Lebens bilden kann. Was immer wir tun, in allem sollen wir uns fragen: Was trage ich damit dazu bei, dass die Erde den Geschöpfen Gottes das Leben gibt? Nicht: Was verdiene ich, was nützt mir, was bringt mir das, welchen Gewinn habe ich? Sondern: Was leiste, was leide ich, damit die Menschen inmitten der Pflanzen und Tiere ein erdgebundenes, ein humanes Leben haben können? Was kann ich mir und anderen anschaulich machen, dass wir mit unserer Arbeit beitragen zu einem Leben, das von der Erde genommen ist.

So tragen wir das Bild des Irdischen – und so werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen! Das verspricht uns der Apostel. Wie Jesus auf der Erde gelebt hat, ein sichtbarer, greifbarer Mensch, und so wie er sich offenbart hat als der letzte Adam, verwandelt in einen Geist, der lebendig macht, unsichtbar, ungreifbar, und doch auch jetzt unter uns gegenwärtig – so sollen auch wir lebendig werden und sein Bild tragen, das Bild der Liebe.

Was die Unruhe dieser Tage in der weiten Welt und in unserem Land bewirkt, lässt kaum Gutes hoffen. Umso mehr, liebe Gemeinde, wollen wir uns bescheiden und wollen der Erde die Treue halten. Wir wollen so geduldig das Bild des Irdischen tragen, weil wir wissen, dass unsere Mühe nicht vergeblich ist *in dem Herrn* (1. Korinther 15, 58). Wie wir das Bild des Irdischen getragen haben, werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen!

Diese Verheissung möchte ich am Schluss dieser Predigt Euch noch einmal mitgeben mit Worten, die der grosse Jubilar der vergangenen Woche formuliert hat, Albrecht von Haller, mit dessen Worten ich die Predigt vor einer Woche begonnen habe. In dem Büchlein an seine Tochter schreibt der grosse Gelehrte am Ende: Dein Vater „sieht nunmehr ohne feiges Zittern vor sich sein nahes Grab, er sieht jenseits desselben Hoffnung, die ihm zur Ewigkeit winkt... Zu der bestimmten Zeit wirst du deinen Vater in den Gegenden wieder antreffen, wo weder das Gefühl unseres Verderbens uns schamrot macht noch die Leiden der Zeit uns Tränen abpressen“. So ermutigt der alt gewordene Wissenschaftler seine Tochter, und deshalb, liebe Gemeinde, geht auch Ihr jetzt in die neue Woche, tut Eure Arbeit, erdgebunden, hingegeben an das, was wir für unser menschliches Leben hier Nützliches und Stärkendes zu schaffen vermögen – im Vertrauen darauf, dass Ihr gerade so das himmlische Leben gewinnt. Amen.